

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
<b>Herausgeber:</b>	Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
<b>Band:</b>	32 (1956-1957)
<b>Heft:</b>	21
<b>Artikel:</b>	Militärisches aus Jeremias Gotthelf
<b>Autor:</b>	Braschler, Hans
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-709032">https://doi.org/10.5169/seals-709032</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Der Schweizer Soldat

ZEITSCHRIFT ZÜR FÖRDERUNG DER WEHRHAFTIGKEIT UND DES WEHRSPORTES

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft «Schweizer Soldat», Zürich 1, Redaktion: E. Herzig, Gundeldingerstr. 209, Basel. Telephon (061) 34 41 15  
Administration, Druck u. Expedition: Aschmann & Scheller AG., Zürich 1, Tel. 32 71 64. Post-Konto VIII 1545. Abonnement Fr. 9.— im Jahr

Erscheint am 15. und Letzten des Monats

21

XXXII. Jahrgang

15. Juli 1957

## Militärisches aus Jeremias Gotthelf

Von Major Hans Braschler, St. Gallen

### I.

Wie General G. H. Dufour der Schöpfer unserer Bataillonsfahne ist, gilt Gotthelf als der Begründer des Feldpredigerstandes in unserer Armee, der mit dem Hauptmannsgrad eine Charakteristik und Eigenart unseres Heeres darstellt.

Feldprediger Hptm. H. Habicht, Pfarrer in Rorbas ZH, schreibt darüber:

«Im Revolutionsjahre 1831 wurden bernische Truppen in das von schweren Unruhen erschütterte Baselbiet gesandt. Unter den Feldpredigern, welche die Soldaten über den Jura hinüber begleiteten, befand sich auch der Pfarrherr von Lützelflüh, Albert Bitzius, der schon damals unter dem Dichternamen Jeremias Gotthelf weiterum bekannt und berühmt war. Am 27. Mai 1834 richtete Gotthelf an das Erziehungsdepartement des Kantons Bern ein Schreiben, worin er auf Grund der Erfahrungen des bewegten Jahres 1831 beachtenswerte Vorschläge zum Ausbau des Feldpredigeramtes machte. Der unerschrockene Pfarrherr von Lützelflüh kritisierte in seiner Eingabe mit bissigen Worten das Versagen der eidgenössischen Truppen mitsamt seinen Feldpredigern. Man habe aus dem eidgenössischen Heer eine „gut abgerichtete, hübsch aussehende Exerziermaschine“ gemacht, und „in oder auf diese Maschine gehört als herkömmliche Verzierung der Feldprediger“. Zu dieser überflüssigen Verzierung nahm man nun auch überflüssige Menschen, d. h. solche, die man zu Hause im Kirchendienst am leichtesten entbehren konnte; oder man machte bei Besetzung dieser Stellen Witze und sah auf die Länge der Backenbärte oder die Länge des Körpers, wie die Juden bei Saul.“ Gotthelf verlangt kategorisch, daß man nur ganz tüchtige Pfarrer zu Feldpredigern erwähle, daß ein Kandidat mindestens seit fünf Jahren ordiniert sein müsse, über Lebenserfahrung verfüge, gewandt sei im Umgang mit Menschen, daß er zehn bis zwölf Jahre bei seinem Bataillon zu belassen sei und schließlich, daß der Feldprediger in Rang und Besoldung dem Hauptmann gleichgestellt werden solle. Es müsse auch ausgesprochen werden, daß eine Feldpredigerstelle eine hohe Auszeichnung sei.

Jeremias Gotthelf hat mit seiner Eingabe an die Berner Regierung Erfolg gehabt. Er ist damit der Begründer des neuzeitlichen Feldpredigeramtes in der Schweizer Armee geworden. In seinem Schreiben rollt er mit dem scharfen Blick für das Wesentliche, der den großen Dichterparrer auszeichnet, die drei Hauptfragen auf, welche immer wieder Anlaß zu Auseinandersetzungen geben: die Frage der Notwendigkeit des Feldpredigeramtes, die Frage der Eignung zu diesem Amt und die Frage der Stellung des Feldpredigers in der Armee.»

Nun weiß aber unser Pfarrherr noch über andere militärische Dinge Bescheid, die vor allem auch einen Einblick in die Kampfweise jener Zeit geben. So lesen wir in «Käthi, die Großmutter»:

«Das Jahr 1844 nahm die militärische Jugend gar sehr in Anspruch mit allerlei Spielereien und allerlei Teufeleien, und als man endlich sich in Ruhe glaubte für dieses Jahr, sprengte ein quasi

diplomatischer Handstreich die Bataillone neu auf die Beine, aber zu früh; die Mine ging zu früh los, der Schuß hintenauß. Es ist heillos, mit welcher Gewissenlosigkeit sogenannte Volksliebhaber und Republikaner mit dem Volke umgehen, mit den Milizen manövriren, als ob sie Holundermännchen oder bleierne Soldaten wären. Die Leute, die im Warmen sitzen, reich besoldet sind, reich sonst sind oder reich auch werden möchten, sprengen, um einen Streich zu machen oder Rache zu üben, Tausende von der Arbeit weg und kümmern sich keinen Augenblick um die armen Weiber, welche darben, die Kinder, welche frieren, die Mütter, welche Not leiden, die Väter, welche die Arbeit liegen lassen müssen, um die Haushaltungen, welche zerrüttet werden; um das kümmern sich diese Volksliebhaber nicht, und dieses sagen soll man nicht, sonst schlagen sie einen aufs Maul. Sie spielen mit dem Wohl des Ganzen, dem Glücke der Hütten, wie Spieler mit Karten spielen, und verspielen sie alles, schieben sie das Unglück andern in die Schuhe und laufen davon, wie Kinder von einem Hause, welches sie in Brand gesteckt.

Den Rest seines Lohnes, den er für die Mutter aufgespart hatte, mußte Johannes einziehen, und wenn es schon nicht lange dauerte, so ging doch sein Geld dahin. Im Winter bei den langen Abenden, im Gebirge in Eis und Schnee macht ein Korporal es nicht mit seinem Solde, und was bei solchem Wetter an Schuhwerk daraufgeht, ist ebenfalls keine Kleinigkeit. Die Mutter mußte es entgelten, mußte den Hauszins allein schaffen, ging wahrhaftig manchmal hungerig zu Bette, um einige Tropfen Milch, einige Bissen Brot zu sparen. Daran denkt der Schlingel, der um das Vaterland spielt, an einen politischen Rappel das Glück von Tausenden setzt, nicht; an die arme Käthi dachte der politische Seiltänzer nicht, während er seine politischen Trabanten fütterte und füllte mit Gänseleberpasteten und Champagner.

Johannes hatte versprochen, Lohn einzuziehen, sobald er dürfe; da hagelten neue Aufgebote in alle Häuser, und auf die Beine mußte aufs neue die Miliz. Die Regierungen und die entschiedenen Fortschrittler hatten Blindmaus miteinander gespielt; unter den sogenannten Augen der Regierungen hatten die Freischärler sich gebildet, waren bundesbrüchig in den Kanton Luzern eingefallen, und wer von ihnen noch laufen konnte, zu allen Löchern, welche sie fanden, wieder hinausgestoßen. Jetzt konnten die unschuldigen Mütter büßen, konnte der Landmann büßen, welchem die Arbeit stillestand, mußten des gebrochenen Friedens wegen auf den Beinen sein, die Ruhe zu bewahren. Der arbeitsreiche April wurde vermiliziert, teilweise in ausgehungerten Quartieren brauchte der Soldat sein Geld, und Johannes kam so arm heim, daß er die Mutter dringlich bat, sie sollte ihm doch waschen, er hätte weder saubere Wäsche mehr noch einen Kreuzer Geld für die Wäscherin, und Käthi tat es mit großem Bedauern für den Johannes; aber daß sie manchmal nicht genug aß, das sagte sie nicht. Daß sie im Rückstand mit dem Hauszins geblieben war, welcher halb am soge-

nannten Frauentag oder der Maria Verkündigung fällig gewesen war, das wußte Johannes.»

«Ein rechtes Ehegwitter am Ehehimmel ist ungeheuer ähnlich einer Schlacht in weitem Felde, geliefert von großen Armeen, zusammengesetzt aus allen möglichen Truppengattungen, vom Baschkiren an, der mit Pfeilen schießt, bis zum Artilleristen, der feuert mit dem schwersten Positionsgeschütz, drei Batterien auf einmal, lauter Vierundzwanzigpfunder, und wenn er's hätte, schösse er aus Vierundsechzigpfundern. Beide Armeen sind giftig aufeinander und wollen streiten, aber jede um Vorteil. Oft sind die Jäger losgebrochen, haben geschossen mörderlich, aber zur eigentlichen Schlacht fand sich keine Armee bewogen. Nachdem einige Jäger erschossen worden, zog sich jede in ihr Lager. Endlich gib's eine Schlacht, manchmal weil es beide suchen, manchmal weil der Zorn und das Gift so mächtig ausbrechen, daß alle Vorsicht und aller Rückhalt zum Teufel gehen. Im Anfang ging es wohl auch gemessen zu, hier ein Schuß und dort ein Schuß, hier ein Stich und dort ein Stich; wie aber ein Stich durchs Leder ordentlich aufs Leben geht, ja, da wirkt's wilder, da prasseln die Schüsse von Regimentern, da hauen Husaren ein, dann rücken Massen nach, dann donnert die Artillerie, Batterien fahren auf, eine speit der andern ins Gesicht, bis eine schweigt, Massen rücken nach, Kürassiere reiten auf, die Bajonette werden aufgesteckt, die Pferde kriegen die Sporen in Leib, das geht einander in Ernst auf den Leib, die Schlacht geht los. Zum Wirbel wird die Schlacht, schwankt hierhin, schwankt dorthin, in Donner und Blitz, in Rauch und Dampf. Das ringt nun miteinander, bis die Kräfte dahin sind, jedes absetzt, um ermattet zu ruhen, zu grollen, einen gelegeneren Augenblick abzupassen, oder es bricht die Reserve los von einer Seite, eine verborgene, herbeigezogene Macht, eine verdeckte Batterie, oder Utüfel von Dragonern, die stille in einem Graben gesessen, brechen, donnern los auf den betäubten Feind, sprengen ihn auseinander, reiten ihn zu Boden, machen stumm seine Geschosse, erringen einen vollständigen Sieg, jedoch nur einstweilen; denn gar mancher Feind am Boden erholte sich wieder, und nach einer Weile war es anders: der Sieger lag am Boden, gebunden an Händen und Füßen, das Maul verstopft, entweder mit einer Bratwurst oder einem braven Knebel oder einer tüchtigen Bombe.

Wie Gewitter, Feuerberg und Schlacht sich ähnlich sind in Feuer, Donner, Dampf und Graus, Anfang, Fortgang und Ende und doch weder das eine noch das andere sich gleich sind, so umfaßt ein Wetter am Ehehimmel alle jene drei in Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten, es ist ein wild, wüst, grausig Ding.»

Ueber die Einquartierung und die Kritik des Hauptmanns entnehmen wir aus «Der Bauernspiegel» folgende Stelle:

«Daraus kann man schließen, daß ihnen die Bundesrevision eben nicht am Herzen lag; sie wußten gar nicht, was damit gemeint sei, und meinten, sie hätten des Gstürms afe gnue. Auch von den Badener Konferenzbeschlüssen begriffen sie nichts und glaubten, es sei darum zu tun, daß die Bistümler Religion schangierten. Das trag nüt ab, meinten sie, sie heige doch nicht viel davon oder gar nichts, gäb, die seie katholisch oder reformiert. Als es aber hieß, die Leute müßten fort, und man bekomme Einquartierung, da wurde gewaltig räsoniert, und da sagten sie: «Die Donners Brüellhung, dies zwängt heige, die sölle jetzt ga, aber die zöge de d'Nase schön zurück und hocke ruhyig daheim; das syg chummlig, aber nit billig; wer den Brei anröhre, der soll ihn auch auffresse; aber die, wo am meisten brülle, die syge denn die ärgste Schyßer, wes druf achömm. Doch ließen sie die jungen Leute gelassen ziehen, packten ihnen Würste ein und die Ermahnung, si sölle nit meyne, si welle geng z'vordrist sy. Und als die Einquartierung kam, taten die Weiber Fleisch über, ganze Häfen voll, Brönz wurde gerüstet, an manchen Orten Wein, und so gut und wohlmeinend, als man konnte, wurde traktiert allenthalben. Man war noch einige Tage recht glücklich im Erzählen alles dessen, was man gesehen, gehört und was man den Soldaten gegeben habe. Besonders viel wurde von dem Hauptmann gesprochen, der sei gar e Ryche un e Guete, aber e wenig e Dumme gsy; es syg gar lustig gsy, wien er mit ne gspilt heig i dr Gaststube u wie sin e bschisse heige u wien e no um Mittinacht dr Frater (andere sagten der Feldweibel) us em

Bett greicht heig u wie si ihm numme Häiseli gseit heige usw.

Das fanden die Leute gar lustig, ich aber fand es sehr traurig, denn was soll ein solcher Hauptmann mit seiner Kompagnie, deren Narr er ist? Was denken die andern Offiziere, wenn sie mit der ganzen Kompagnie ihn zum Narren halten helfen? Was kann da für eine Subordination stattfinden, wie Ordnung in Krieg und Frieden? Solche untaugliche Offiziere sah ich leider mehrere; ich könnte etwas von ihnen erzählen, und wie mich die Soldaten gedauert.

Große Politiker waren also meine Bauern nicht; um eine Menge Tagesfragen bekümmerten sie sich nicht, sobald sie nicht in ihr tägliches Leben einschlugen und in ihren Sack, und mit den letztern hatten sie es eigen. Das Straßengesetz und das Militärgesetz nimmt dem Lande bedeutende Lasten ab und wälzt sie der Staatskasse zu. Aber die großen Erleichterungen brachten meine Bauern gar nicht in Anschlag, wie sie es verdienen, und werden in wenig Jahren die abgenommene Last ganz vergessen, ganz vergessen, daß sie einmal gmeinwerchet auf den Straßen. Das Gmeinwerk nahm kein bar Geld aus dem Sack, wurde abgemacht in Zeiten, wo Geld und Menschen nicht besonders beschäftigt waren; man brummte wohl darüber, fuhr aber denn doch nicht ungern hin. Es gab da bei der Menge der Arbeitenden manchen lustigen Spaß. Das Militärgesetz beschlug vorzüglich die jungen Leute, die waren gezwungen, um die nötige Armatur anzuschaffen, etwas weniger zu vertrinken von ihrem Gelde; jetzt haben sie desto mehr für den Wirt, und die alten haben keine Erleichterung. Und wenn die Soldaten bei Musterungen nicht den Sold bekommen, an den sie gewohnt, so werden sie sich wüst gebärden, sagen: „I schyß uf d'Verfassig“, und ds Brichte wird nit helfe, und die Offiziere werden ihre liebe Not haben.

Nach einigen unzeitigen, unklugen Zeitungsartikeln, einigen überreilten Reformationen in einigen Schulen und einigen andern zufälligen nur in dieser Verbindung bemerkbaren Vorfällen ertönte auf einmal unter dem sogenannten gemeinen Volk das Geschrei, wie aus dem Boden hervorgewachsen, man wolle nichts von der Religion, man wolle sie abschaffen und die Natur einführen in den Schulen statt der Religion. Ich kann mir kaum denken, daß vor bald vierzig Jahren das Geschrei, die Franzosen kommen, so ängstlich geklungen habe als diese Notseufzer. Das Volk im Kanton Bern ist aber ein eigenes Volk, es schreit selten so laut, daß man es auch außer dem Dorfe vernimmt. (Ich rede vom sogenannten gemeinen Volk.) Es schreit beim Brunnen, beim Abendsitzen, in Wirtshäusern, aber immer aus alter Gewohnheit mit halblauter Stimme, so daß die, welche nicht beim Brunnen stehen, nicht an den Abendsitzen mitsitzen oder in den Wirtshäusern, nichts davon hören oder nur undeutlich, daher denen, welche ihnen erzählen, nicht glauben und, wenn sie anderer Meinung sind, sogar meinen, jene hätten es selbst erfunden.»

In «Elsi, die seltsame Magd» erleben wir eindrücklich den Einbruch der Franzosen 1798 und den Untergang des alten Bern, während uns Gotthelf in «Der Druide» die Vaterlandsliebe der Schweizer ergreifend schildert:

«Und wenn ein Helvetier sein Land verläßt, so wird dieser Glaube immer lebendiger, wird immer mehr zu glühender Kette, die heim, die nach seinem Lande ihn zieht. Wenn nun andere Ketten fest seinen Leib umwinden, nicht heim ihn lassen, so reißt der Göttin Kette Leib und Seele auseinander, und auf den Flügeln der Sehnsucht zieht heim die Seele. Dann stehen mit seltsamen Gesichtern die Fremden an des Schweizers Leiche und kennen die seltsame Krankheit nicht, die sein Leben verzehrt. Endlich fällt es einem ein, daß die Leiche die Leiche eines Schweizers sei, er spricht: „Das war das Heimweh, den Schweizer holte es heim.“ Aber daß dieses Heimweh das Weh ist, welches sie im schnöden Gallien geholt, als sie übermütig das Land verließen, das weiß auch er nicht. Und daß dieses Weh ein göttlich Pfand ist, daß dem Schweizer bleibe sein Land, solange ihm dieses Weh und die Treue bleiben, das wissen viele nicht.

Wer es aber weiß und fühlt, der empfindet alle Tage der Mutter Treue und den Segen Gottes, mit welchen gelohnt werden die, welche treu der Mutter sind und die Mutter nur verlassen, um den Vater zu suchen, auf welchen auch die Mutter reiset fort und fort.»